

Fußboden. Wissen, daß das nun in unserer Heimat geschieht, — das läßt sich nur schwer innerlich verarbeiten. Und zugleich wächst die Achtung vor den deutschen Menschen, die sie dort kennenlernt und die sich so behauptet haben all die Jahre hindurch. Es schmerzt, zu wissen, daß diese Menschen nun doch alles aufgeben müssen, und sie kann es ihnen nachfühlen, wie schwer das Einleben im Westen für sie werden muß.

Keiner, der nicht im Gefängnis war

Da ist keiner unter den deutschen Männern, der nicht in früheren Jahren seiner Haltung wegen im Gefängnis gewesen ist. Alle sind sie harten Anfechtungen ausgesetzt gewesen in den ersten Nachkriegsjahren und hin und wieder auch später noch, nur weil sie Deutsche waren. Heute lebt man etwas freier, das wird dem Pfarrer nun wieder und wieder bestätigt.

Neben all der äußeren Not liegt Pfarrer Czekay das religiöse Leben seiner alten Gemeinde am Herzen. Sie wird mit jedem Tage kleiner. Von den heute noch verbliebenen siebenhundert Menschen wird eines Tages nur ein winziger Rest bleiben, wenn die übrigen nach dem Westen gegangen sind, und dann wird es dort keine protestantische Gemeinde Nikolaiken mehr geben. Dieser Tatsache muß man ins Auge sehen. Dennoch soll für diese Menschen dort das Mögliche getan werden, solange es geht.

Die Kirchen findet der Besucher meist in annehmbarem Zustand. Zum Teil sind sie aus Mitteln der schwedischen Bruderkirche renoviert worden, wie überhaupt Schweden viel Hilfe spendet hat.

Das neue Auto bewährt sich gleich auf den Fahrten zu den Außenstationen. Pfarrer Czekays größter Wunsch wird von der Kirchenbehörde in Warschau abgeschlagen: er darf keinen deutschen Gottesdienst halten. Das ist ihm sehr schmerzlich, und so muß er als Zuhörer am Gottesdienst teilnehmen, der in der üblichen Form abläuft. Es hat sich trotz allen Drucks schon seit einiger Zeit durchgesetzt, daß die Choräle von der Gemeinde deutsch gesungen werden, ebenso die Liturgie. Aber der Ortpfarrer muß polnisch predigen, obgleich er auch deutsch spricht.

„Daß wenigstens einer nach uns schaut!“

Am Schluß der Gottesdienste begrüßt Pfarrer Czekay die Gemeinde, er hält das Schlußgebet und das Vaterunser auf deutsch und spricht den Segen. Wie oft hat er diese Dinge verrichtet vor mehr als dreizehn Jahren, — und wie anders sieht jetzt alles hier aus! Jeder einzelne in der Gemeinde fühlt das; die ganze Vergangenheit wird lebendig und zugleich die Sehnsucht nach dem deutschen Wort, das ungehindert und laut und feierlich erklingen darf. Ergriffen schweigt alles, bis ins Tiefste bewegt. Nach dem Gottesdienst umringen sie den Gast aus dem Westen. Jeder will ihm die Hand drücken, jeder will ihm danken. „Daß wenigstens einer nach uns schaut und uns nicht vergessen hat!“ meint ein altes Frauchen glücklich.

Für Nikolaiken war an dem betreffenden Sonntag gar kein Gottesdienst vorgesehen. Aber die Leute kommen alle zum Pfarrhaus und bitten und betteln, und so wird am Donnerstagabend doch der Gottesdienst angesagt. Die Kirche hat achthundert Plätze, — sie ist gefüllt bis in den letzten Winkel! Erschüttert erkennt der Pfarrer, was sein Besuch für diese Menschen bedeutet. Es darf nicht das letzte Mal sein, daß ich hier bin, sagt er sich. Sie warten ja alle darauf, daß man sie nicht vergißt! Und sie sollen es spüren, daß wir an sie denken!

Ein Fest für die alten Leutchen!

Den deutschen Familien und den Jüngeren legt der Pfarrer besonders ans Herz, für die Alten und Alleinstehenden zu sorgen, wie sie es bisher auch schon getan haben. Die Alten der Gemeinde erhalten monatlich nur hundert bis hundertfünfzig Zloty Unterstützung, davon können sie höchstens eine Woche lang leben und wären sicher schon verhungert, hätten nicht die anderen Deutschen für sie gesorgt.

Den alten Leutchen kann der Pfarrer noch eine große Freude machen. Das geschieht durch völlig unvorhergesehene Erlebnisse. Das „Reginchen“ muß doch noch etwas von den masurischen Seen und den Fischern sehen, drängen die Leute, und so wird ein Besuch bei den deutschen Fischern in Luknainen gemacht. Die Freude ist groß auf beiden Seiten, und dann mischt sich bei den Fischern auch noch Stolz mit hinein, als der Fischmeister erstaunt seine Dienststätte nach hinten schiebt und verwundert den „großen Herrn“ anstarrt, der aus dem Wagen steigt. Auf seine Frage bekommt er die Antwort: „Das ist unser früherer Pfarrer! Wir freuen uns alle so, daß er gekommen ist!“

Der Fischmeister schweigt und geht zu seinen Kisten zurück, aus denen die blanken Köpfe und Schwänze der eben gefangenen Fische schauen. Ein wenig später schiebt er dem verwunderten deutschen Besucher ein Paket ins Auto und verschwindet dann wortlos. Pfarrer Czekay entdeckt, als er auspackt, die Hechte in dem Bündel. Und vor allem sind es wirklich lauter ausgewachsene Burschen, wie er sie seit seiner Vertreibung aus Masuren nicht mehr gesehen hat. Er ist gerührt durch diese freundliche Geste des ihm unbekanntem Aufsehers. Dann aber drängt sich die Frage auf: was tun mit solch einer Riesenmenge Fisch, damit nichts davon verdorrt? Und da kommt ihm eine wunderbare Idee. Er wird ein kleines Fest für die alten Leutchen geben, die haben sicher seit Jahren keinen so guten Fisch mehr gesehen! Ein paar Frauen finden sich, die alles vorbereiten, dazu noch Kuchen backen.

Dann sitzen die Alten beisammen und lassen sich schmecken. Sie sind davon überzeugt, daß der Pfarrer all die guten Sachen für den Kuchen extra für sie in dem schönen Auto aus dem Westen mitgebracht hat. Sie lassen sich das nicht ausreden und bleiben dabei, daß alles aus dem Wunderland Westdeutschland kommt, denn wie

könnte es sonst so gut schmecken? Pfarrer Czekay weiß es besser, er spürt beglückt, wie dankbar besonders diese alten Menschen sind, wenn ihnen ein wenig Liebe entgegengebracht wird, die sie ihre Verlassenheit vergessen läßt.

Diese seelischen Kräfte sind am Ende

Es ist viel, was in diesen vierzehn Tagen auf die beiden Besucher einströmt. Eigentlich hatte der Pfarrer seiner Tochter noch viel von Masuren zeigen wollen, aber sie sind nicht weit gekommen. Sie bedauern das auch nicht, weil sie beide gespürt haben, daß die Menschen, die sie nicht fortlassen wollen, die vordringlichste Aufgabe sind. Nun drängen sie ihn, sein Visum verlängern zu lassen, aber er kann einfach nicht mehr an innerem Erleben verarbeiten, noch weniger seine Tochter. Die seelischen Kräfte sind am Ende nach diesen zwei Wochen. Es gibt ein Maß, das nicht überschritten werden darf.

Aber er wird wiederkommen. Er hat viele Pläne, wie er den Menschen helfen kann. Als erstes möchte er ihre Bitte nach einem feierlichen deutschen Gottesdienst erfüllen, so wie

sie es wünschen: mit Glockengeläut und Orgelspiel — sie sind so ausgehungert danach! Schallplatten wird er aufnehmen lassen davon und wird sie ihnen schicken, — nur die hohen Kosten machen ihm noch Kopfzerbrechen.

So reißt er sich denn los von der alten Gemeinde und tritt mit seiner Tochter die Rückreise an, diesmal mit der Bahn. Er hat nur noch, was er am Leib trägt. Zwei Anzüge sind dort geblieben und Schuhe; und alles Geld, das er entbehren konnte, hat er den alten Leuten gegeben, die sonst nie ihre Ausreise bezahlen könnten.

Die Gedanken gehen nun noch mehr als früher zu der alten Gemeinde in der Heimat zurück. Was ihn am meisten bedrückt, ist das Schicksal dieser Menschen, wenn sich ihr sehnlichster Wunsch endlich erfüllt und sie nach dem Westen kommen. Lagerleben, Wohnungsnot, Armut, kein Verständnis — alles das sind Dinge, die erdrückend werden können. Dreizehn Jahre lang haben sie für ihr Deutschtum leiden müssen, — jetzt ist es Verpflichtung für uns, ihnen zu helfen, wo wir können, damit sie nicht enttäuscht werden.

M. E. Franzkowiak

Der Stinthenst auf dem Trockenen

Das Ostpreußenblatt hat in Folge 5/1957 einen ausführlichen Bildbericht über das heutige Nikolaiken veröffentlicht. Ergänzend dazu erfahren wir von einer Leserin, die dort im vorigen Jahr ebenfalls zu Besuch weilte, noch einige Einzelheiten über die Verhältnisse in der Stadt. Sie schreibt unter anderem: „Der Stinthenst, das Sinnbild Nikolaikens, war schon im vergangenen Jahr während des Sommers an einem Pfeiler der neuen Brücke befestigt. In diesem Sommer hatte man ihn trocken gelegt und vor dem Gebäude des Fischereiauftragdienstes postiert. Der Garten der Oberförsterei ist jetzt ein Park mit Bänken geworden. Die Grundstücke Podlesch und Jablonski sind abgebrannt. Auch das Erholungsheim haben die Polen in Asche gelegt, verbrannt sind das große Radiogeschäft und das Nebenhaus. An dieser Stelle ist eine große Bootsverleihanstalt mit Paddel- und Ruderbooten, sowie kleinen Segelbooten entstanden. Der Friedhof ist in der alten Größe erhalten geblieben, viele Gräber aber sind ungepflegt und zeugen davon, daß die Angehörigen der hier Ruhenden entweder vertrieben, verstorben oder ausgewandert sind. Nur die Gedenktafeln geben noch Kunde davon, wer hier begraben liegt. Man sieht aber auch frische Blumen und Kränze hier und da. Sie wurden von Deutschen niedergelegt, die sich der Pflege dieser Gräber angenommen haben.“

Der Bahnhof ist stehen geblieben. Vor dem Fenster des Fahrkartenschalters sind zur Sicherheit Eisenstäbe angebracht worden. Der Pole, der dahinter die Karten verkauft, kam mir in seiner nicht gerade sauberen Uniform und mit dem unrasierten Gesicht wie ein Gefangener vor. Die Badeanstalt — weil wir gerade bei der Sauberkeit sind — ist geschlossen und dem Verfall preisgegeben. Die Bretter der Anlage verschwunden nach und nach, wahrscheinlich werden sie verheizt. Die Dampferanlegestellen sind noch in Betrieb, denn die Verbindung mit Lötzen und Ruczanny wird aufrecht erhalten. Nur nach Rhein fährt kein Dampfer mehr. Auch heute noch gehört eine Fahrt durch den Nikolaiker-, den Beldahnee- und in den Niedersee nach Ruczanny zu den schönsten sommerlichen Erlebnissen in diesem Land. In Wiersba vermifte ich das Kurhaus, das abgebrannt sein soll. Die Anlegestellen waren meist unbeschildert. Die Plätze sahen aus wie nach einer Schlacht mit Papier und Konservendosen. An der Schleuse von Ruczanny wurde mir das Fotografieren verboten. Hier sei ein „wichtiger Punkt“ sagte mir die kontrollierende Polin. Das Kurhaus brannte seinerzeit ebenfalls ab, es ist durch einen Neubau ersetzt worden, der für Belegschaften von Werken als Erholungsheim dient!

Blätter ostpreußischer Geschichte

Das älteste Theater Ostpreußens

Wohl alle Ostpreußen kennen noch das Königsberger Stadttheater am Paradeplatz, und viele wissen, daß es in den Jahren 1806/07 erbaut und am 9. März 1808 in Gegenwart des Königs paares und des Hofes mit einer Aufführung von Mozarts „Titus“ eröffnet wurde. Wenigen wird es aber bekannt sein, daß es schon seit dem Jahre 1755 ein stehendes Theater in Königsberg gegeben hat. Es war von dem Schauspielregisseur Conrad Ernst Ackermann, der in Moskau die berühmte Sophie Charlotte Schröder geheiratet hatte und mit ihr 1753 nach Preußen gekommen war, erbaut worden, und zwar auf dem Kreytzenplatz, einem Teil des alten Pferdemarktes, der sich von der Steindammer Kirche bis zur Junkerstraße erstreckte. Das Theater war ein einfaches Gebäude mit abgewaltem Dach, die Außenwände durch einige jonische Pilaster gegliedert. Es faßte höchstens dreihundert Personen. Das Geld zum Bau hatte größtenteils der reiche Kommerzienrat Friedrich Franz Saturnus gegeben.

Ackermann eröffnete das Theater am 24. November 1755 zur Fünfhundert-Jahr-Feier der Stadt Königsberg mit einer Aufführung von Racines „Mithridates“. Noch in demselben Jahre sah unser Theater ein damals wohl nicht genügend gewürdigtes theatergeschichtliches Ereignis, die erste Aufführung von Lessings bürgerlichem Trauerspiel „Miß Sarah Sampson“. Leipzig, die damalige Hochburg deutscher Bildung und Literatur, spielte das Stück erst ein Jahr später.

Im Siebenjährigen Kriege war das Theater geschlossen, wurde aber bald nach Friedensschluß

wieder eröffnet. Es waren die glanzvollen Jahre, in denen Franz Schuch, Vater und Sohn, Carl Döbbelin und Karoline Schuch mit ihren Schauspielern und Sängern das Königsberger Kunstleben bestimmten. Das Theater war aber, wie immer, nicht nur eine Stätte der Kunst, sondern auch ein Treffpunkt der guten Gesellschaft. Anfangs waren die Geschlechter getrennt wie in der Kirche, die Sitzreihen des Parketts für die Herren, die Ränge für die Damen bestimmt, doch ließ sich das nicht lange halten. Man wollte nicht nur Kunst genießen, sondern sehen und sich sehen lassen. Die Handelsherren hatten ihre Logen und luden ihre Freunde ein. In der Loge des Bankiers und Kommerzienrats Jacobi sah man oft die unzertrennlichen Freunde Kant und Götsche, vereint auch in der Verehrung, die sie der blutjungen schönen Frau Jacobi entgegenbrachten, einer Tochter des reichen Bankiers Schwinck. Dabei mag sie der Spötter Hippel, der Oberbürgermeister Königsbergs, oft beobachtet haben, denn er nannte sie auf gut Ostpreußisch die beiden Maskopisten (abgeleitet von „Maschkopie machen“, das heißt: miteinander teilen. Anm. der Redaktion). Auch der junge Student E. T. A. Hoffmann hat noch dieses Theater besucht und in ihm starke Eindrücke empfunden.

Im Jahre 1797 brannte das Haus ab. Es wurde zwar nach einem Entwurf von Friedrich Gilly, der leider bei der Ausführung verhunzt wurde, wieder aufgebaut, dann aber nur gelegentlich und auch für Redouten und Veranstaltungen, die mit Theater nichts zu tun hatten, benutzt und mußte im Jahre 1838 dem Neubau der Altstädtischen Kirche weichen.

Dr. Gause

15000 Bände bereits vorhanden

Zehn Jahre „Bücherei des deutschen Ostens“ in Herne Von Büchereidirektor Viktor Kauder

Es ist eine Tatsache, daß sowohl in den wissenschaftlichen Bibliotheken wie auch in den Volksbüchereien Westdeutschlands das Schrifttum über die östlichen Gebiete des Reiches in verhältnismäßig geringem Umfang vorhanden war, zumal ihre Bestände auch noch durch Bombenschäden stark verringert worden sind. Wenn auch in den abgelaufenen zwölf Jahren in manchen Universitäts- und Institutsbibliotheken am Aufbau ostdeutscher und ostkundlicher Abteilungen gearbeitet worden ist und auch die Stadtbüchereien und die Staatlichen Büchereistellen in den ihnen gezogenen Grenzen neu erscheinendes ostdeutsches Schrifttum eingestellt haben, so war doch die Schaffung einer zentralen Ergänzungsbücherei notwendig, die über örtliche Bindungen oder über Institutsbindungen hinaus im ganzen Bundesgebiet und auch außerhalb der Bundesrepublik wirksam werden kann und die

zugleich symbolisch die geistige Leistung und die Eigenart der Ostdeutschen verkörpert. Eine solche Tat haben Rat und Verwaltung der Stadt Herne in Westfalen vollbracht, als sie 1948 die „Bücherei des deutschen Ostens“ ins Leben riefen.

Herne konnte sich, als es die „Bücherei des deutschen Ostens“ schuf, auf einige historische Voraussetzungen stützen. Im Emschertal waren mit dem Einsetzen des Kohlenabbaues im Tiefbauverfahren seit 1856 Menschen aus den östlichen Teilen des Reichs in großer Zahl zu Brot und neuer Heimat gekommen, da die einheimischen Arbeitskräfte nicht mehr ausreichten. Schon damals erwuchsen auch den Stadtverwaltungen manche Aufgaben, die den Blick nach Osten notwendig machten.

Die Arbeit an der Verwirklichung dieses Vorhabens begann schon 1948. Die „Bücherei des



deutschen Ostens“ steht seit 1950 unter fachbibliothekarischer Leitung und ist seitdem im Stadtbüchereigebäude zweckentsprechend untergebracht. Die der Bücherei gestellten Aufgaben sind sehr vielseitig. Sie muß für geographische Räume, die in ihrer Ausdehnung beträchtlich und in ihren Problemen sehr differenziert sind, und in ihren Problemen sehr differenziert sind, alles Buch-, Bild- und Kartenmaterial sammeln und trotz aller Schwierigkeiten der Beschaffung einen Aufbau zustandbringen, der den mannigfaltigen Bedürfnissen ziemlich breiter Schichten von Interessenten entgegenkommt, der zugleich aber dokumentarisch die Leistung dieser ostdeutschen Gebiete für das gesamte deutsche Volk, seine Geschichte und Kultur widerspiegelt. Die Sachgebiete, die zu beachten sind, erstrecken sich von der Landes- und Naturkunde über alle Fächer der Geschichte und ihre Hilfswissenschaften. Die Volkskunde muß gleichermaßen berücksichtigt werden wie die Kunst- und Literaturgeschichte, das soziale Lebensgefüge (Handel, Wirtschaft, Verkehr) ebenso wie Landwirtschaft und Industrie. Biographien über Einzelpersonlichkeiten, über Familien und Firmen runden den Bestand ab. Die schöne Literatur möglichst geschlossen von den frühesten Zeugnissen bis in die Gegenwart zu erfassen, ist notwendig, zumal gerade auf diesem Gebiet die große geistige Leistung der Ostdeutschen für das ganze deutsche Volk am deutlichsten hervortritt. Es besteht für das Endstadium des Aufbaues, das allerdings erst nach Jahren erreicht sein wird, die Forderung, eine möglichst vollständigen Ersatz für das im Osten verlorengegangene Schrifttum zu bieten.

Gegen das Vergessen

Die Bestände können in der Hauptsache nur durch Aufkäufe aus dem Antiquariat aufgebaut werden. Niemand konnte 1948 voraussehen, daß es auf diesem Wege möglich sein würde, in so kurzer Zeit den Buchbestand auf 15000 Bände auszubauen und dabei für die einzelnen Siedlungsgebiete einen schon recht ansehnlichen Querschnitt zu erreichen. Davon entfallen rund 3700 Bände auf Schlesien, 3500 auf Ost- und Westpreußen einschließlich des Danziger Gebietes, 1500 auf Pommern, 600 auf das Baltikum, 2000 Bände behandeln die ostdeutschen Gebiete insgesamt, 600 das Schrifttum der Heimatvertriebenen nach 1945, 400 das Deutschtum weit vor den ehemaligen Reichsgrenzen. Während die Bücherei bis 1953 hauptsächlich die Literatur über die Gebiete innerhalb der Reichsgrenzen von 1914 gesammelt hat, sind seither auch die südostdeutschen Gebiete beim Bestandsaufbau berücksichtigt worden.

Neben den üblichen Zettelkatalogen müßten schon frühzeitig Bandkataloge geschaffen werden, weil sich die Benutzer weit über das gesamte Bundesgebiet und das Ausland bis hin nach Übersee verteilen und der Wunsch nach Einsichtnahme in die vorhandenen Bestände immer wieder an die Bücherei herangebracht wurde. So ist ein viertelliges vorläufiges Bücherverzeichnis entstanden, das in allen Universitäts- und Landesbibliotheken sowie in allen größeren Stadtbüchereien aufliegt. Die Fernleihe der „Bücherei des deutschen Ostens“, die von Jahr zu Jahr steigt und derzeit etwa 6000 Bände im Jahr erreicht, reicht von Österreich und Bayern bis nach Schleswig-Holstein und von der Schweiz bis über die Ostgrenzen des Bundesgebietes hinaus. Das Ausleihen der Bestände der „Bücherei des deutschen Ostens“ erfolgt über den Leihverkehr der deutschen Bibliotheken, das heißt, daß über jede größere Bücherei, in der die Kataloge der „Bücherei des deutschen Ostens“ eingesehen werden können, jedes Buch bestellt werden kann. Leihgebühren werden von der „Bücherei des deutschen Ostens“ nicht erhoben.

Die „Bücherei des deutschen Ostens“ hat, da die in ihren Beständen behandelten Fragen Lebensfragen des deutschen Volkes sind, eine gewisse Sonderstellung unter allen Büchereien: Sie will ein Ehrenmal deutscher Leistung sein, aber auch immer wieder daran erinnern, daß der deutsche Osten nicht vergessen werden darf.

„Blitz“ gehorchte der Pfeife

Auf einer alten Landkarte von Ostpreußen ist der südliche Teil der Kurischen Nehrung als „Falkenheid“ bezeichnet. Auf der Straße des Vogelzuges ließen sich Falken verhältnismäßig leicht fangen. Professor Thienemann erzog einen Habichtnestling 1923 zur Beizjagd. Er nannte ihn „Blitz“. In der Nähe von Königsberg ließ er im Dezember jenes Jahres den Beizhabicht jagen. Darüber berichtete die Königsberger Allgemeine Zeitung: „... Der vollkommen zahme Vogel war mit seiner Freundin, der Habicht-Hündin ‚Heidi‘, in einem Stalle des Gutshofes untergebracht und betrachtete ohne jede Scheu mit seinen klugen schwefelgelben Augen die Schar von Menschen, vor denen er nun seine Künste zeigen sollte. ... Nun ging es auf das Feld hinaus. Bei dem nebligen Wetter war an eine Vorführung von freier Jagd nicht zu denken. So mußte denn eine Taube daran glauben. Kaum war sie in einiger Entfernung aufgefliegen, als ‚Blitz‘ ihr schon blitzschnell in kühnem Fluge nacheilte, sie ergriff und so lange am Boden festhielt, bis sein Herr ihm die Taube aus den Fängen nahm. Dann kamen Vorführungen mit allerhand ausgestopftem Getier, so auch mit einem Hasen, der an einem Strick in Bewegung gesetzt wurde. Nicht ein einziges Mal versagte der Habicht: alle Vorführungen gelangen auf das Beste. Bewundernswert war es, wie der weit im Gelände in eleganten Flugkreisen umherstreichende Vogel auf den Ruf mit der Jagdpfeife sofort stets schwenkte, wie ein gehorsamer Hühnerhund dem Herrn gehorchte und sich auf der Hand Dr. Thienemanns niederließ. Zum Lohn für sein braves Verhalten erhielt ‚Blitz‘ zum Schluß eine vorher geschossene Krähe, die der Raubvogel kunstgerecht rupfte und dann zum Staunen des Publikums in geradezu unglaublich kurzer Zeit mit allen Knochen, mit Schnabel, Füßen und Krallen restlos hinunterkröpfte.“